Der Greis und das Kälbchen

Autor(en): **Hedinger, Carl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 48

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648096

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Man braucht gar nicht bis zu den Urzeiten zurückzugehen, wo alle Last auf der Frau lag — wie übrigens auch heute noch bei den ärmern Schichten des Orients (und nicht nur des Orients), um diese Frage zu verneinen. Auch spätere Jahrhunderte, z. B. das hochkultivierte XVIII., verhielten sich den Frauen gegenüber nicht immer nur galant.

Man lese etwa die wunderschöne „Kleine Chronik der Anna Magdalena Bach", der Gattin des großen Johann Sebastian. Gerade weil hier die Person der Frau gar nicht in den Vordergrund gerückt ist, gewinnt man einen objektiven Ueberblick über die Pflichten, die damals einer guten bürgerlichen Hausfrau und braven Ehegefährtin oblagen.

Anna Magdalena hatte dreizehn Kinder, von denen freilich nur sechs am Leben blieben. Außerdem vier Stiefkinder, denen sie eine aufopfernde Mutter war. Sie leitete sparsam das Hauswesen, sorgte mütterlich für die zahlreichen Schüler und Gäste, die die Verehrung für den großen Musiker ins Haus führte; und fand dabei immer noch Zeit, seine Kompositionen zu kopieren, die geistige Gemeinschaft mit ihrem Gatten aufrecht zu erhalten.

Sie war vielleicht die berühmteste, aber gewiß nicht die einzige Frau, die so handelte. Denn gab es damals auch kaum selbständige Frauenberufe, so mußten die Frauen doch fast ausnahmslos dem Mann in seinem Gewerbe zur Seite stehen: sei es im Geschäft, im Handwerk oder der Landwirtschaft. Gewiß hielt der bürgerliche Haushalt damals mehr Dienstpersonal. Aber was gab es auch zu tun: Im Haus wurde gesponnen und gewoben, das Bier gebraut, die Kerzen gezogen, das Fleisch geschlachtet und gepökelt. Es gab keine der vielen Erleichterungen und Bequemlichkeiten, wie wir sie kennen. Dafür hatte jede dieser wackern Hausfrauen alljährlich einen Säugling an der Brust.

Es gibt eine einzige Epoche im Leben der Menschheit, wo eine Konstellation günstiger Umstände auch den Frauen breiterer Schichten — nicht nur wie sonst der Blut- und Geldaristokratie — eine verhältnismäßig leichte und angenehme Existenz ermöglichte. Gemeint sind die letzten vierzig bis fünfzig Jahre vor dem Weltkrieg.

Schon die französische Revolution hatte den Frauen erhöhte Rechte und Bildungsmöglichkeiten gebracht. Dazu kam der wirtschaftliche und gesellschaftliche Aufstieg des Bürgertums. Die technischen Neuerfindungen führten zu einer ungeahnten Arbeitserleichterung auf dem Gebiet des Hauswesens. Eine Fülle von Arbeit konnte erspart werden. Das Wasser mußte nicht mehr vom Brunnen herbeigeschleppt, das Brot nicht mehr im Hause gebacken werden; statt des längst überwundenen Spinnrads begann die Nähmaschine zu surren und die fleißige Hand zu ersetzen. Gas und Elektrizität, Heißwasserleitung, Zentralheizung usw. übernahmen die Rolle moderner Heinzelmännchen.

Dafür wurde der Kindersegen eingeschränkt. Denn erstens war es nicht gesund, zweitens nicht bequem, drittens nicht billig, viele Kinder in die Welt zu setzen. Für den Säugling hielt man eine Amme, für die Heranwachsenden eine Nurse oder Gouvernante. Von jahrtausendelangem Druck entlastet, lernten die Frauen den Genuß des Lebens schätzen, und hatten fast zuviel Zeit, ausschließlich an ihr Vergnügen und Behagen zu denken.

Viele Frauen drängten damals in männliche Berufe — durchaus nicht nur um des Broterwerbs willen, sondern weil sie nicht bloße Drohnen im Lebenskampf sein wollten.

Nach dieser relativ kurzen, für immer dahingegangenen Epoche aber blicken noch heute die Augen unzähliger Frauen, wie nach einem entschwundenen Ideal. Sie haben sie zum Teil gar nicht selbst erlebt, kennen sie nur vom Hörensagen; doch die Tradition, daß es den Frauen gebühre, ein leichtes, angenehmes, sorgenfreies Leben an der Seite eines Mannes zu führen, der alle Last und Verantwortung für sie auf sich nimmt, ist in ihrem Blute noch nicht erloschen.

Daher sind wir gewohnt, bei jeder Gelegenheit über Arbeitsüberbürdung zu klagen, obwohl das Frauenleben der Gegenwart, ungeachtet aller zeitbedingten Erschwerungen, wesentlich leichter ist, als jenes, das unsere Urmütter führten. Die erhöhte Hygiene und Reinlichkeit, das körperliche Training, die Beschränkung der Geburtenzahl, die verbesserte Wochenpflege — wären allein schon Grund genug. Dazu kommen die zahlreichen hauswirtschaftlichen Erleichterungen, die gesteigerte Wohnkultur, die vielfältigen Erholungsmöglichkeiten, die man vordem kaum kannte. Ganz zu schweigen von den neuerworbenen Frauenrechten im Vergleich zu früheren Zeiten. Noch vor 50 Jahren war die Frau rechtlich den Unmündigen und Schwachsinnigen gleichgestellt. Jedes höhere Studium war ihr verschlossen; nicht einmal die Kinder, die sie gebar, gehörten ihr.

Wie weit haben wir es seither gebracht! Wieviel Wege und Möglichkeiten stehen uns, trotz aller Schwierigkeiten, offen!

Wenn eine Frau heute in ihrem Beruf tätig ist, daneben ihre Hauswirtschaft versieht und vielleicht ein Kind aufzieht, so ist das gewiß eine sehr ansehnliche Leistung. Aber doch kaum ein Zehntel dessen, was ihre Urgroßmutter auf sich hatte: Vor allem ein Dutzend Kinder, mit den dazugehörigen körperlichen Beschwerden und Leiden. Ein großer verantwortungsvoller Haushalt, der Sorge und Arbeit der Hausfrau von früh bis spät in Anspruch nahm. Keinerlei Pflege und Erholung.

Mit fünfunddreißig war die Frau im allgemeinen verbraucht, mit vierzig meist eine Matrone. In diesem Alter sind wir noch jung, auch wenn wir uns überanstrengt fühlen. Wir kleiden uns hübsch, frisieren uns jugendlich und nehmen mit Selbstverständlichkeit an allen Genüssen der Jugend teil.

Beklagen wir uns also nicht zu sehr über unsere Zeit. Jammern wir nicht, daß wir so gehetzt und überbürdet sind. Trauern wir nicht einer Vergangenheit nach, wo die Ehe eine Art Pensionsversicherung für arbeitslose Mädchen war.

Auch unsere Zeit hat Vorteile. Wir dürfen lange jung bleiben. Wir haben zahllose Möglichkeiten, unsern Geist zu bilden und unsern Körper zu kräftigen. Wir können dem Manne Kameradin und Gefährtin sein. Millionen Frauengenerationen würden uns wahrscheinlich beneiden — trotz unserer Ueberarbeitung — weil es ihnen lange nicht so gut gegangen ist. G. S., W.

Der Greis und das Kälbchen

Von Carl Hedinger

Auf einem Güterwagen steht in einer grobhölzigen Kiste, mit einem Strick festgebunden — zu straff, als daß sich das arme Tier richtig regen oder gar bei Müdigkeit auf den Boden der Kiste niederlegen könnte — ein vielleicht dreivierteljahr altes Kälbchen und schreit sein trauriges, noch unfertiges kindliches „Muh" in die Halle des Bahnhofs hinein, sodaß es weit bis zum Ausgang hin zu hören ist.

Gibt es unter diesen vielen hastenden Menschen, die da ab und zu eilen, nicht einen, dem dieser Klageschrei zu Herzen geht und der an den schmierigen stinkenden Güterwagen herantritt, um sich das hilflose arme Wesen zu beschauen, das da in einen engen Kasten hineingepfercht ist?

Doch, es gibt einen. Es ist ein Greis. Er ist durch widrige Lebensschicksale gezwungen, die Stadt zu verlassen, um in der Ferne ein neues Leben zu suchen.

O harte, grausame Welt!

Dieser Greis beugt sich weit über die Brüstung des Güterwagens und zwängt seine Rechte durch die Latten der grobhölzigen Kiste, um den Hals des Kälbchens zu liebkosen. Das arme Tierkind hört für eine Weile auf mit seinem „Muh" und schaut diesen Mann mit dankbaren Augen an, in denen der Schmerz des Heimwehs ist nach der guten Mutterkuh und nach der freien Alpmatte. Ist dieser Mann sein Retter? Ach nein, das Kälbchen ahnt die Gefahr, die es umlauert, seitdem es aus dem warmen Stall gezerrt und fremden Händen überliefert worden ist. Und wieder stößt es sein trauriges Muh aus.

Des Kälbchens Weg führt ins Schlachthaus. Der Greis muß in ein neues unbekanntes Leben.

O harte, grausame Welt!